Besprechungen

Philipp Buchallik

Meinungsfreiheit auf digitalen Plattformen

Dynamiken und Konstellationen herabsetzender Kommunikation

transcript, 2025. – 404 S.

(Reihe: Politik in der digitalen Gesellschaft)

ISBN 978–3–8376–7519–1

Der Themenkomplex Meinungsfreiheit ist nicht erst seit der zweiten Amtszeit Donald Trumps in einem verstärkten Fokus; allerdings wird in der Diskurs-Konstellation deutlich, wie diffizil und doch juristisch-formalisiert es um Meinungsfreiheit in den USA und Deutschland bestellt ist. Vizepräsident J. D. Vance monierte bspw. auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2025, dass in Deutschland unliebsame Meinungen wie jene der Oppositionspartei AfD beschnitten werden – demgegenüber verwehrt das Presseteam des Weißen Hauses Legacy Medien, wie der Nachrichtenagentur AP und anderen liberalen Medien, den Zutritt zu Pressekonferenzen. Im Zuge der Berichterstattung zum Tod des faschistischen Aktivisten und Trump-Vertrauten Charlie Kirk sind mehrere Kommentator:innen, wie der ZDF-US-Korrespondent Theveßen, in Bedrängnis geraten, wenn diese „falsche" Positionen vertraten. Der ABC Late Night Host Jimmy Kimmel verlor kurzfristig seinen Sendeplatz für seine vom First Amendment geschützten Äußerungen; viele Tausende verloren im Zuge der Diskussionen für (politische) Postings durch aufgeforderte Denunziationen sogar ihre Jobs. Ein Kampf um Meinungsvielfalt und -freiheit ist auch in Deutschland zu bemerken: Jüngst zu beobachten an der Absetzung der rechts-konservativen Journalistin Julia Ruhs beim NDR, da diese zu „rechts" sei und u. a. durch Begleitkommunikation auf digitalen Kommunikationsplattformen teils heftig kritisiert worden ist.

Die Grenzen des Sagbaren stellen für deliberative Diskurse in Demokratien Grundpfeiler dar, die es immer wieder auszuloten gilt. Vor allem in Zeiten eines medialen Umbruchs und gegenwärtiger Herausforderungen mit (non)justiziablen destruktiven Kommunikationsakten und deren Folgen für die Sichtbarkeit und Teilhabe am demokratischen Austausch – speziell auf digitalen Kommunikationsplattformen, die als „vast democrativ forums of the internet" (S. 342) beschrieben werden können, ist es relevant, das gesellschaftliche Zusammenspiel der Plattformierung, Algorithmen, Mobilisierung und Computerisierung (S. 26) näher zu beleuchten.

Der Staats- und Politikwissenschaftler Philipp Buchallik widmet sich in seiner vorliegenden Monographie, die eine überarbeitete Version seiner Dissertation *„Meinungsäußerungen zwischen Exzess, Hemmung und Begrenzung: Herausforderungen für die Meinungsäußerungsfreiheit auf digitalen Plattformen angesichts invektiver Konstellationen"* an der TU Dresden darstellt, genau den beiden oben genannten nationalen Kontexten, nicht als Vergleich, aber als Kontrastfolie, um die Problematik umfassend zu analysieren.

Diese ambitionierte, interdisziplinäre, 404 Seiten starke Studie richtet sich vornehmlich gleichermaßen an Sozial- als auch an Rechtswissenschaftler:innen, die sich mit der Problematik der Kommunikationen auf Very-Large-Online-Plattformen auseinandersetzen und baut ein Verständnis für die jeweiligen Grundlagen der Disziplinen in einer anspruchsvollen Synthese auf: Die Analysegrundlage dafür wird aus einer Bandbreite an Rechtstexten, journalistischen und NGO-Arbeiten, Rechtsnormen und -urteilen verschiedener Ebenen, aber insbesondere des deutschen Bundesverfassungsgerichts und des US Supreme Courts (S. 22), als auch kommunikationswissenschaftlichen Grundlagen zu Eigenheiten von digitalen Kommunikationsplattformen und ihrer Bedeutung für die Freiheit von Meinungsäußerungen geschaffen.

Anders als der Großteil der Medien- und Kommunikationsforschung, der auf Begriffe, Konzepte und Definitionen von Hate Speech, Incivility und Desinformationen für ihre Operationalisierungen zurückgreift, wenn der Forschungsgegenstand Regulation von Werturteilen ist, fokussiert Buchallik auf das Konzept der *invektiven Online-Konstellationen* und die damit verbundenen individuellen und kollektiven Folgen. Es handelt sich dabei um Phänomene der Herabsetzung, die zwei oder mehr Akteur:innen einschließen und oftmals in Verbindung zu Formen digitaler Öffentlichkeit stehen und sich zumeist auf oder über digitale Plattformen realisieren. Es geht demnach um bewusst herabsetzende (Schmäh-)Rede, die einen größeren Bedeutungsgehalt aufweist. Als zugrunde liegendes Konzept kann es methodisch dazu beitragen, Überschreitungen der Grenzen der Meinungsäußerungsfreiheit aufzuzeigen – (non)verbal, bildlich in Memes, GIFs, mündlich, gestisch etc. (S. 18). Ziel der Untersuchung ist es zu zeigen, wie im Kontrast zu Tatsachenbehauptung u. Ä. (S. 48) eben wertbasierte Meinungsäußerungen auf digitalen Plattformen angesichts invektiver Konstellationen geschützt werden können (S. 10).

Bezugnehmend auf die Bedeutung der jeweiligen Plattformen für die Meinungsfreiheit werden verschiedene Arten invektiver Konstellationen

DOI: 10.5771/1615-634X-2025-4-588

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] by

unter Berücksichtigung der jeweiligen Plattform-Affordanzen analysiert. In den letzten beiden Kapiteln wird die Problemdeskription durch weitere rechtliche Aspekte erweitert. Es wird veranschaulicht, warum es schwierig ist, problembehaftete Meinungen, die bspw. das Persönlichkeitsrecht betreffen, zu regulieren. Dimensionen, wie bspw. mit Desinformationen umgegangen werden kann, sind dabei ebenso gut beleuchtet wie die wichtigen Überlegungen zum Wandel von Öffentlichkeit im Digitalen (S. 243). Buchallik greift Überlegungen zur Regulation und Content Moderation von dominanteren Konstellationen wie *Cybergrooming* oder weniger bekannte wie *Love Scaming* auf, die bspw. *chilling effects* auslösen können und Äußerungen unterdrücken könnten, die im Sinne der Meinungsvielfalt nicht unterdrückt werden sollten. Die Frage der Grundrechtsbindung digitaler Plattformen in den beiden Untersuchungskontexten zieht sich dabei wie ein roter Faden durch die Studie. Dies ermöglicht ein akkurates und konkretes Verständnis über die Komplexität des Themenkomplexes der Meinungsäußerungsfreiheit auf digitalen Plattformen.

Buchalliks Werk stellt daher mehr als nur eine Studie dar. Als ein Grundlagenwerk kann es zielgerichtet dafür genutzt werden, verschiedene Aspekte und Beispiele nachzuschlagen, und ermöglicht Forschenden anhand der vorgestellten Fall-Sammlungen und der Vielzahl an Begriffs- und Konzeptdefinitionen, diese als Basis für Operationalisierungen und Konzeptualisierungen zu nutzen. Herausfordernd könnte für einige sozialwissenschaftliche Rezipient:innen der rechtswissenschaftliche Duktus sein. Allerdings ist diese Form der sprachlichen Stilsymbiose erfrischend und auch befruchtend für die kommunikationswissenschaftliche Forschung.

Andreas Schulz-Tomančok

Mag. Andreas Schulz-Tomančok, MA B.A. B.A., Institut für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung (CMC), Österreichische Akademie der Wissenschaften (ÖAW) und Universität Klagenfurt (AAU), Bäckerstraße 13, 1010 Wien, Österreich, andreas.schulz@oeaw.ac.at; https://orcid.org/0000-0001-9586-9451

Thomas Hanitzsch / Wiebke Loosen / Annika Sehl (Hrsg.)

Journalismusforschung

Nomos, 2025. – 595 S.

ISBN 978–3–8487–8954–2

Mit dem von Thomas Hanitzsch, Wiebke Loosen und Annika Sehl herausgegebenen Handbuch „Journalismusforschung" liegt ein Werk vor, das Anspruch und Selbstverständnis der deutschsprachigen Journalismusforschung neu vermessen möchte. Die Herausgeberinnen und der Herausgeber begründen ihr Vorhaben mit einer Diagnose, die zugleich den programmatischen Kern des Bandes markiert: „Während die Journalismusforschung weiter expandiert und zu einer disziplinären Eigenständigkeit gefunden hat, mangelt es gerade im deutschsprachigen Raum […] an einem kanonischen Überblick über den Stand der Forschung in einem Feld, das sich gerade in den vergangenen zwei Jahrzehnten enorm ausdifferenziert hat" (S. 15). Diese Lücke soll das vorliegende Handbuch schließen – und zwar durch eine systematische Kartierung der vielfältigen theoretischen, empirischen und methodischen Stränge, die das Fach heute prägen. Damit tritt es allerdings durchaus ein in die Tradition früherer Überblickswerke, wie insbesondere „Journalismusforschung. Stand und Perspektiven", herausgegeben von Klaus Meier und Christoph Neuberger, das 2013 erschien und 2023 in dritter Auflage aktualisiert wurde. Insofern stellt sich unweigerlich die Frage: Braucht es tatsächlich ein weiteres Großwerk zur Vermessung eines ohnehin gut kartierten Forschungsfeldes – oder markiert dieses neue Handbuch vielmehr einen programmatischen Aufbruch, der die Vielfalt und Dynamik des Fachs im digitalen Zeitalter neu interpretiert?

Der Band umfasst knapp 600 Seiten und ist – nach einer konzisen Einführung durch die Herausgeberinnen und den Herausgeber – in vier Abschnitte gegliedert. Deren Struktur folgt der Logik des von Siegfried Weischenberg entwickelten „Zwiebelmodells", nach dem vier Ebenen des Journalismus und seiner wissenschaftlichen Beobachtung unterschieden werden können: „Journalismus und Gesellschaft" (Teil 1), „Medieninstitutionen und -organisationen" (Teil 2), „journalistische Aussagen und ihre Nutzung" (Teil 3) sowie „Medienakteure und journalistisches Handeln" (Teil 4). Weniger überzeugend als die Grundstruktur wirkt hingegen die innere Logik der einzelnen Abschnitte. Die Auswahl der Themen erscheint stellenweise eher heuristisch als systematisch begründet. Zwar betonen die Herausgeber*innen, das Handbuch

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

selbst liefere eine Antwort auf die Frage nach der Themenauswahl, „denn für die Konzeption eines solchen Handbuchs müssen Entscheidungen darüber getroffen werden, was in ein solches Handbuch hineingehört und was nicht“ (S. 25). Doch bleiben die Kriterien dieser Grenzziehung letztlich unscharf – zumindest fehlt eine nachvollziehbare Erläuterung.

Dies schmälert jedoch keineswegs den insgesamt positiven Gesamteindruck, den die Lektüre der 28 Beiträge hinterlässt. Verfasst von ausgewiesenen Expertinnen und Experten, bilanzieren die Kapitel den jeweiligen Forschungsstand, identifizieren Lücken und eröffnen Perspektiven für künftige Untersuchungen. So entsteht ein breiter und zugleich analytisch fundierter Überblick über zentrale Felder der Journalismusforschung – von gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen über die Inhalts- und Nutzungsforschung bis hin zur akteursorientierten Analyse. Viele Beiträge tragen dabei zu einer reflektierten Neuverortung der Journalismusforschung bei, die sich im digitalen, hybriden und zunehmend globalisierten Medienumfeld kontinuierlich wandelt. Indem zahlreiche Autorinnen und Autoren daneben auf englischsprachige Forschung, komparative Projekte und globale Entwicklungen verweisen, trägt der Band zudem zur Internationalisierung der deutschsprachigen Journalismusforschung bei – und öffnet sie zugleich für den wissenschaftlichen Dialog über nationale und kulturelle Grenzen hinweg.

Im ersten Teil des Werkes geht es um die Wechselwirkungen zwischen Journalismus, Öffentlichkeit und sozialen Rahmenbedingungen. Christoph Neuberger eröffnet diesen Abschnitt mit einer Reflexion über die gesellschaftliche Funktion des Journalismus in einer zunehmend mediatisierten Umwelt. Katharina Kleinen-von Königslöw und Hartmut Wessler untersuchen den Beitrag journalistischer Kommunikation zur politischen Öffentlichkeit und zeigen, wie sich normative Vorstellungen deliberativer Öffentlichkeit unter digitalen Bedingungen verändern.

Besonders hervorzuheben sind die Kapitel von Andrea Czepek und Hanan Badr zur Pressefreiheit und Medienregulierung, die Spannungen zwischen staatlicher Steuerung, Marktlogiken und journalistischer Unabhängigkeit verdeutlichen. Ebenso greift Olaf Hoffjann das Verhältnis von Journalismus, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit auf – ein klassisches, aber durch neue Formen von Influencer- und Content-Marketing virulent gewordenes Thema. Instruktiv ist auch das Kapitel von Julius Reimer und Vinzenz Wyss zu Journalismus und seinem Publikum, das zeigt, wie sich die Beziehung zwischen Redaktion und Publikum im Zuge von Partizipation, Interaktivität und datengetriebener Publikumsanalyse verändert hat. Die Beiträge von Nayla Fawzi und Magdalena Obermaier zum Vertrauen in den Journalismus sowie von Bernd Blöbaum und Thomas Birkner zum journalistischen Wandel rahmen diesen Teil mit fundierten Analysen zur Glaubwürdigkeits- und Transformationsforschung.

Im zweiten Teil rücken die strukturellen, organisatorischen und technologischen Bedingungen journalistischer Arbeit in den Mittelpunkt. Corinna Lauerer, Klaus-Dieter Altmeppen und Andreas A. Riedl diskutieren klassische Fragen nach redaktioneller Unabhängigkeit und externem Druck. Juliane A. Lischka analysiert Redaktionen als komplexe soziale Systeme, in denen Routinen, Rollen und Innovationen miteinander verschränkt sind. Ökonomische Grundlagen thematisiert Christian-Mathias Wellbrock mit einem Überblick über Geschäftsmodelle, Marktmechanismen und Finanzierungsformen, die den wirtschaftlichen Handlungsspielraum journalistischer Anbieter zunehmend bestimmen.

Besonders innovativ erscheinen mir die folgenden drei Kapitel: Mario Haim und Jessica Kunert untersuchen die Auswirkungen von Digitalisierung, Automatisierung und Künstlicher Intelligenz auf Produktionsprozesse und redaktionelle Entscheidungslogiken. Annika Sehl und Sarah Anne Ganter beleuchten die neue Abhängigkeit von Plattformen und Algorithmen und diskutieren deren Konsequenzen für redaktionelle Autonomie und demokratische Öffentlichkeit. Alexander Filipović, Christine Ulrich und Lisa Unterreiter bewerten klassische Prinzipien journalistischer Ethik wie Wahrhaftigkeit und Verantwortung im Lichte neuer technologischer und ökonomischer Bedingungen. Abgerundet wird der zweite Abschnitt durch einen Beitrag von Beatrice Dernbach und Vera Katzenberger, die die wachsenden Anforderungen an journalistische Kompetenzprofile im digitalen Zeitalter reflektieren.

Der dritte Teil rückt die Inhalte journalistischer Kommunikation sowie ihre Rezeption in den Mittelpunkt und verbindet klassische Forschungslinien mit aktuellen Herausforderungen. Cornelia Mothes zeichnet die Entwicklung von Objektivität als zentralem journalistischen Leitwert von normativen Idealvorstellungen hin zu empirisch überprüfbaren Qualitätsdimensionen nach. Der Beitrag zeigt eindrucksvoll, dass Objektivität im digitalen Umfeld weniger als statische Norm, sondern als Aushandlungsprozess zwischen Redaktion, Technologie und Publikum zu verstehen ist. Ines Engelmann und Viorela Dan aktualisieren mit der Analyse von Gatekeeping und Framing zwei klassische Paradigmen

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] BY

der Journalismusforschung, indem sie sie auf algorithmisch vermittelte Nachrichtenprozesse und hybride Öffentlichkeiten anwenden. Hans-Jürgen Bucher widmet sich der multimodalen Transformation journalistischer Darstellung: Text, Bild, Ton und interaktive Elemente werden als integrierte Ausdrucksformen einer digitalen Narration analysiert. Fabian Prochazka bietet einen kompakten Überblick über Qualitätsdimensionen, Indikatoren und Bewertungsverfahren und diskutiert deren Wandel unter den Bedingungen von Datenorientierung und Publikumsfeedback.

Einen besonders innovativen Akzent setzen Thorsten Quandt, Svenja Boberg, Johanna Klapproth und Saïd Unger mit ihrem Beitrag über Fake News und Desinformation. Sie zeigen, wie sich journalistische Akteure in einem Umfeld behaupten, in dem Desinformation nicht nur Konkurrenz, sondern systemische Herausforderung ist. Liane Rothenberger, Kathrin Schleicher und Johanna Radechovsky untersuchen die Kommunikationslogiken von Kriegs-, Krisen- und Katastrophenberichterstattung und diskutieren normative wie sicherheitsrelevante Spannungsfelder in der journalistischen Praxis. Sascha Hölig und Leonie Wunderlich liefern einen Überblick über Rezeptionsmotive, Nutzungsroutinen und crossmediale Dynamiken – ein Beitrag, der die Verschiebung von Massen- zu Netzwerköffentlichkeiten gut nachvollzieht. Abschließend analysieren Nina Springer und Marc Ziegele neue Formen publikumsgenerierter Partizipation und zeigen, wie Kommentarspalten zu Arenen öffentlicher Deliberation, aber auch zu Konfliktzonen zwischen Journalismus und Publikum werden.

Der vierte Teil des Bandes richtet den Blick auf die handelnden Personen und sozialen Dynamiken journalistischer Arbeit. Thomas Hanitzsch eröffnet den Abschnitt mit einer fundierten Reflexion über journalistische Rollen und Identitäten, die er im Kontext globaler Medienkulturen und digitaler Transformationsprozesse verortet. Claudia Riesmeyer und Jana Rick untersuchen, wie berufliche Sozialisation, Ausbildung und institutionelle Rahmenbedingungen zur Herausbildung professioneller Werte und Kompetenzen beitragen. Tanjev Schultz verbindet eine normative Analyse des journalistischen Berufs mit Überlegungen zur gesellschaftlichen Verantwortung und zu aktuellen Spannungsfeldern zwischen Unabhängigkeit, Ökonomie und Ethik.

Besonders hervorzuheben sind die Beiträge von Margreth Lünenborg und Ana-Nzinga Weiß, die Diversität als zentrale Ressource journalistischer Qualität verstehen und zeigen, wie Geschlecht, Herkunft und Perspektivenvielfalt redaktionelle Entscheidungen prägen, sowie von Daniel Nölleke, Folker Hanusch, Phoebe Maares und Kim Löhmann, die die Rolle peripherer und transnationaler Journalist*innen beleuchten. Sie erweitern den Blick auf Akteur*innen, die außerhalb traditioneller Strukturen arbeiten und so Innovation, Pluralität und neue Formen öffentlicher Kommunikation fördern. Gemeinsam verdeutlichen diese Beiträge, dass Journalismus heute stärker denn je von individuellen Orientierungen, sozialen Strukturen und globalen Mobilitäten geprägt ist.

Zusammenfassend ist dieses neue Handbuch insofern weit mehr als ein weiteres Kompendium zur Vermessung bekannten Terrains. Es steht für einen programmatischen Aufbruch, der die Journalismusforschung im digitalen Zeitalter neu verortet. Der Band verbindet vertraute Themen mit innovativen Feldern wie KI-gestütztem und datengetriebenem Journalismus, Plattformisierung, hybriden Öffentlichkeiten und algorithmischer Steuerung. Das von Hanitzsch, Loosen und Sehl sorgfältig editierte Werk überzeugt durch seine multiperspektivische Anlage, die Verbindung von Kontinuität und Innovation sowie seine analytische Tiefenschärfe – eher hochwertiger Atlas als simple Landkarte. Für die Forschung wie für die fortgeschrittene Lehre bietet es Orientierung und Anstoß zugleich. Insgesamt markiert das Handbuch zudem einen Generationenwechsel – von der Bestandsaufnahme zur Erneuerung. Es dokumentiert nicht nur, wo die Journalismusforschung steht, sondern zeigt, wohin sie sich bewegt – und dürfte damit zu einem zentralen Referenzwerk für die kommenden Jahre werden.

Martin Löffelholz

Prof. i. R. Dr. Martin Löffelholz, Technische Universität Ilmenau, Institut für Medien und Kommunikationswissenschaft, Deutschland, martin.loeffelholz@tu-ilmenau.de

Steven Pinker

Wenn alle wissen, dass alle wissen…

Gemeinsames Wissen und sein verblüffender Einfluss auf Geld, Macht und das tägliche Leben

S. Fischer, 2025. – 416 S.

ISBN 978–3–10–397203–0

(When Everyone Knows that Everyone Knows… Common Knowledge and The Mysteries of Money, Power, and Everday Life. Scribner 2025)

„Aber er hat ja nichts an!“, ruft das Kind in Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ und kippt damit die Stimmung der Menge bei der Prozession des Kaisers. Vorher war jeder gefangen in der Furcht, von den anderen für dumm gehalten zu werden, wenn er die prächtigen neu-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] by

en Gewänder nicht sieht. Nun ist jeder befreit und bereit, den eigenen Augen zu trauen und sich mit den anderen dazu zu bekennen, dass der Kaiser nackt sei. Damit ist der Bann gebrochen und die Herrschaft entzaubert.

Damit beginnt das jüngste Buch von Steven Pinker, Kognitionspsychologe an der Harvard-Universität, Bestsellerautor (Pinker 2011; 2021) und öffentlich stark präsenter, streitbarer Intellektueller. Es geht darin um das „gemeinsame Wissen", das „common knowledge". Damit meint er nicht einen kulturellen Kanon der Allgemeinbildung. Vielmehr zielt sein Begriff auf die Annahmen eines jeden über das Wissen der anderen. Das Wissen etwa darum, dass der Kaiser nackt ist, bleibt so lange privat, wie die Leute nicht definitiv wissen, ob auch die anderen es so sehen. Ein Wissen wird erst dann gemeinsam, wenn alle wissen, dass es alle wissen. Wenn etwa die Leiterin einer Forschungsgruppe ein Mitglied in einer Mail auffordert, zum Verdacht der Datenfälschung Stellung zu nehmen, und dabei die anderen Mitglieder in cc setzt, dann wird der Verdacht zu gemeinsamem Wissen in der Gruppe. Denn jedes Mitglied erfährt erstens vom Verdacht und sieht in cc, dass zweitens die anderen davon auch erfahren, und drittens auch sehen können, dass es jetzt alle wissen. Diese Dreistufigkeit hat Folgen. Denn jedes Mitglied bezieht in sein Verhalten gegenüber dem verdächtigten Mitglied nun ein, wie wohl die anderen umgehen mit dem Wissen um den Verdacht und mit dem Wissen davon, dass alle vom Verdacht wissen.

In diesem Beispiel fällt das Gedankenlesen leicht. In vielen Fällen reicht es nur für eine Vermutung. Der Sicherheitsgrad des gemeinsamen Wissens schwankt also. Auch in anderer Hinsicht fasst Pinker sehr unterschiedliche Wissensformen unter sein Konzept: Tatsachenwissen, Meinungen, Urteile, Wertvorstellungen, Schlussfolgerungen, Heuristiken, Erinnerungen oder Erwartungen. Wünschenswert wäre, wenn bei der Konzeptualisierung von „gemeinsamem Wissen" im Hinblick auf den Wissenstypus klarer zwischen dem kognitiven, dem epistemischen und dem normativen Aspekt unterschieden würde. Hingegen treten zwei andere Dimensionen von „gemeinsamem Wissen" bei Pinker deutlicher hervor: die genannte Dimension der drei Reflexionsstufen (individuelles Wissen, Wissen um das Wissen anderer, Wissen um das Wissen anderer über das Wissen anderer) und die Dimension von drei Ebenen sozialer Beziehungen: Mikro-, Meso-, Makroebene.

Denn mit dem Schlüssel des gemeinsamen Wissens öffnet Pinker die Türen zum Verständnis sämtlicher sozialer Beziehungen. Dies beginnt auf der *Mikroebene*, beim alltäglichen *Mit- und Gegeneinander* in kleinen *Gruppen*, beispielsweise in einer *Ehe:* Wenn beide Ehegatten nicht nur insgeheim vom Seitensprung des Ehemannes wissen, sondern beide wissen, dass es der jeweils andere auch weiß, erst dann ist das Wissen gemeinsam, und das ändert ihr Verhältnis und ihr Tun.

Mit gemeinsamem Wissen kann Pinker auch klar fassen, was *Takt* bedeutet: nämlich etwa eine peinliche Situation dadurch zu entschärfen, dass man dezent einen Fauxpas, ein Magenknurren oder Schlimmeres beim Dinner, ignoriert, vielsagende Blicke unterlässt und den Gesprächsfaden fortspinnt, als wäre nichts geschehen. So füllt dann zwar ein Elefant den Raum, aber es entsteht kein gemeinsames Wissen. Denn nicht alle wissen mit Gewissheit, dass auch die anderen wissen, und so ermöglicht die stillschweigende Übereinkunft aller dem Fehltreter, sein Gesicht zu wahren. Und umgekehrt kann mit dem Konzept besser verstanden werden, was Taktlosigkeit ausmacht: Hörbares Tuscheln und spontanes Lachen bei einer Trauerfeier erzeugt ein gemeinsames Wissen darüber, wie niedrig der Betroffenheitsgrad der Lachenden sein muss. Alle hören und sehen sie lachen und alle wissen, dass es alle hören und sehen.

Wenn andererseits gemeinsames Wissen in einer Gruppe fehlt, wenn ein Teil der Gruppe nicht weiß, ob der andere Teil etwas weiß, kann deren Kooperation scheitern. Ein Fußballtrainer, der vor dem Spiel der Mannschaft die *Taktik* erläutert, wird dreierlei sicherstellen wollen: Jeder Spieler sollte seine Aufgabe kennen. Jeder sollte die Aufgaben aller anderen kennen. Und jedem sollte bewusst sein, dass alle anderen auch seine Aufgabe kennen und ihn entsprechend anspielen und einschätzen werden. Wenn nicht alles drei gewährleistet ist, wird die Instruktion verpuffen.

Mit vielen Beispielen zeigt Pinker, dass auch die Interaktion auf der *Mesoebene* mit dem Konzept tiefer durchleuchtet werden kann: Denn gemeinsames Wissen verbindet auch größere *Gemeinschaften* mit funktionalen Beziehungen. Wenn etwa jede *Aktionär:in* eines Unternehmens durch eine Gewinnwarnung weiß, dass auch alle anderen um einen möglichen Kursabsturz des Papiers wissen und deshalb vermutlich einen möglichst raschen Verkauf erwägen; und wenn alle davon ausgehen, dass alle vom Wissen und Wägen der anderen wissen und entsprechend reagieren könnten, dann führt dieses Wissen zu Reaktionen, um den anderen zuvorzukommen. Auch eine besonnene Aktionär:in wird annehmen, dass selbst die anderen besonnenen Aktionär:innen erwarten, die Menge der Aktionär:innen werde die Nerven verlieren. Erst diese drei-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] by

fache Staffelung löst Kursstürze aus oder ermöglicht im Gegenzug Börsenhypes.

Die gleiche Dynamik lässt sich bei *Konsumierenden* beobachten: So hamsterten viele zu Beginn der Coronakrise nicht deshalb Klopapier, weil sie die anderen für hysterisch hielten, sondern weil sie vermuteten, dass viele ihrerseits die anderen für hysterisch halten könnten und deshalb sicherheitshalber … Dieses Aufschaukeln ist vielfach akribisch nachgezeichnet worden, und dementsprechend nachdrücklich versichern die Verantwortlichen etwa in Finanzkrisen, man werde für die Stabilität tun, was immer auch erforderlich sei.

Aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht wird es besonders interessant, wenn Pinker die *Makroebene* betritt, wenn es also um gemeinsames Wissen in der *Gesellschaft* insgesamt geht. Dann geht es um „alle" und „jeden" oder zumindest um Mehrheiten der Bevölkerung, und es geht vor allem um das Wissen, das sich in *Öffentlicher Meinung* kristallisiert. In den Schlachten um die Öffentliche Meinung wird letztlich darum gekämpft, welche Version des gemeinsamen Wissens öffentlich dominiert. Auch dies kann man durch Pinkers Brille schärfer sehen, wie sich an der aktuellen russischen Desinformationskampagne illustrieren lässt: Sie zielt nicht nur darauf ab, die Befürworter deutscher Waffenlieferungen an die Ukraine in ihrer Meinung zweifeln zu lassen, sondern sie auch darin zu verunsichern, ob die Mehrheit der Deutschen Lieferungen befürwortet. Und noch eine Stufe höher: sie daran zweifeln zu lassen, ob die Mehrheit der Deutschen davon überzeugt ist, dass die Mehrheit der Deutschen Waffenlieferungen befürwortet. Diese dreifache Irritation hat Konsequenzen: Wer fürchtet, dass die Mehrheit angesichts einer angeblich konträr eingestellten Mehrheit wankelmütig werde, der meint, mit seiner Meinung nicht mehr die Mehrheit hinter sich zu wissen. Der wird unsicher und vertritt seine Position mit weniger Nachdruck. Es setzt eine Schweigespirale ein. Im Übrigen ist Noelle-Neumann die einzige Stimme aus der Kommunikationswissenschaft, die Gehör bei Pinker findet. Aber das kann kein triftiger Grund sein, ihn nun im Gegenzug zu ignorieren.

Pinker macht deutlich: Menschen täuschen sich über das Wissen und Meinen der anderen – insbesondere derjenigen, die sie recht bieder personifizieren als „Otto Normalverbraucher" oder „Lieschen Müller". Welche Position in politischen Streitfragen die Mehrheit vertritt, wird oft falsch eingeschätzt. Vor allem halten Menschen andere Menschen für leichter beeinflussbar als sich selbst – wie die Forschung zum „Third-Person-Effekt" herausgearbeitet hat (Dohle 2017).

Das gemeinsame Wissen ist also sehr oft nicht valide. Es stützt sich vielfach auf wenig zuverlässige mediale Anzeiger, die zudem derzeit im Umbruch sind. Lange Zeit funktionierte die Unterstellung, der Aufmacher der *Tagesschau* könne bei allen als aktuelles Wissen vorausgesetzt werden. Umgekehrt: Ein journalistischer Comment sorgte dafür, dass offene Geheimnisse wie Affären oder Krankheiten von Politikern nicht zu gemeinsamem Wissen wurden.

Dies hat sich durch die sozialen Netzmedien grundlegend verändert: Es sind enorm schnelle und mächtige Generatoren für gemeinsames Wissen entstanden, wie sich besonders in Shitstorms oder in Candystorms zeigt. Zudem ist das allgemein geteilte Wissen fragmentierter, volatiler und weniger gefiltert als früher – mit erheblichen Folgen für Koordination und Kooperation.

Die Lektüre von Pinker macht nachdrücklich deutlich: Auf allen drei sozialen Ebenen ist gemeinsames Wissen vor allem *kommuniziertes Wissen*. Kommunikation erlaubt, unterschiedliches privates Wissen zu kombinieren. Und umgekehrt: Jegliche Kommunikation beruht auf Konventionen, die gemeinsames Wissen voraussetzen: Bei jedem Kommunikationsakt unterstellen die Beteiligten, dass die Bedeutung von Lautfolgen oder Gesten geteilt wird. Allerdings schränkt Pinker ein, dass Koordinationsprobleme auch ohne Kommunikation gelöst werden können. So beruht etwa die Vorfahrtsregelung auf gemeinsamem Wissen. Wer von rechts kommt, geht selbstverständlich davon aus, dass der von links Kommende weiß, dass alle wissen: Rechts hat Vorfahrt. Die Autofahrenden koordinieren sich nicht dadurch, dass sie eine Lösung an jeder Kreuzung neu aushandeln; sie müssen sich noch nicht einmal durch Zeichen verständigen, sondern koordinieren sich im Regelfalle dadurch, dass sie die Befolgung von Konventionen allgemein unterstellen. Doch auch solche Konventionen bedürfen früherer Absprachen und müssen gelernt werden, sind also letztlich kommunikativ gegründet.

Fazit: Gemeinsames Wissen ist Basis jeglichen sozialen Handelns, zwingend erforderlich dafür, dass Menschen kommunizieren, kooperieren und sich koordinieren. Pinker entfaltet ein dreidimensionales und damit angemessen komplexes und integratives Konzept des gemeinsamen Wissens. Dies erlaubt, Kognition und Kommunikation enger zu verknüpfen, als es bislang in der Kommunikationswissenschaft möglich war, und damit das sozial-kognitive Fundament der Kommunikationstheorie zu erweitern. Vor allem ist dieses Konzept im Unterschied zu herkömmlichen theoretischen Höhenflügen in einer Viel-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] BY

zahl von Experimenten empirisch geprüft und wird immer wieder erweitert und revidiert.

Unsere Spezies sticht dadurch hervor, dass jeder ständig versucht, die Gedanken der anderen zu lesen, und jeder ständig damit rechnet, die anderen könnten seine Gedanken lesen. Folglich ist gemeinsames Wissen eine universelle Voraussetzung menschlichen Zusammenlebens, aber unterschiedlich kulturell ausgeprägt: in Japan anders als in Deutschland, in der Savanne anders als in den virtuellen Netzen heute. Spannend wird es, wenn sich die soziale Welt in Zukunft mehr und mehr erweitert um Beziehungen zwischen Menschen und intelligenten Maschinen: Was und wie weiß ChatGPT darüber, was und wie *ordinary Joe* weiß – und umgekehrt? Und was bedeutet das für ihre Koordination? An diesen Fragen wird das Konzept des gemeinsamen Wissens zeigen, ob es zum Generalschlüssel taugt.

Gerhard Vowe

Prof. Dr. Gerhard Vowe, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Seniorprofessur Kommunikations- und Medienwissenschaft, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf, Deutschland, vowe@uni-duesseldorf.de

Literatur

Dohle, M. (2017). *Third-Person-Effekt.* 2. Auflage. Baden-Baden: Nomos

Pinker, S. (2011). *Gewalt. Eine neue Geschichte der Menschheit.* Frankfurt am Main: S. Fischer

Pinker, S. (2021). *Mehr Rationalität. Eine Anleitung zum besseren Gebrauch des Verstandes.* Frankfurt am Main: S. Fischer

Jana Rick

Ausstieg aus dem Journalismus

Gründe, Wege und Folgen

Herbert von Halem, 2025. – 386 S.

ISBN 978–3–86962–707–6

„Ich habe mich […] befreit gefühlt, unendlich befreit, weil diese schrecklichen Arbeitsbedingungen einfach alle weg waren." Diese Aussage, getätigt von einer Person, die den Journalismus im Hauptberuf verlassen hat, steht stellvertretend für zahlreiche alarmierende Erkenntnisse zu strukturellen Problemen des Berufsfelds, die zunehmend zur „Flucht" von Journalist*innen führen (Hechler, 2023; Albrecht & Bühler, 2024). In der Monografie „Ausstieg aus dem Journalismus" nimmt Jana Rick sich des Phänomens an und beleuchtet es erstmals umfassend und systematisch im deutschen Raum. Dabei verknüpft sie theoretische Zugänge aus der Arbeitssoziologie mit einer mehrstufigen empirischen Untersuchung, um ein ganzheitliches Bild der Gründe, Wege und Folgen der Fluktuation zeichnen zu können. Die gewonnenen Erkenntnisse fließen schließlich in eine Typologie von Aussteiger*innen aus dem Journalismus ein, mittels derer der Blick auf die den individuellen Entscheidungen zugrunde liegenden strukturellen Ursachen geschärft wird. Das im Herbert von Halem Verlag erschienene Buch ist eine überarbeitete Version von Ricks im Juni 2024 an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingereichten Dissertation und zu Recht mit dem Promotionsförderpreis des Verlags bedacht worden.

Das knapp 390 Seiten umfassende Werk gliedert sich in neun Kapitel. Nach der Einführung setzt sich die Autorin in Kapitel 2 „Traumberuf Journalist:in?" zunächst mit der Einstiegsmotivation sowie aktuellen Erkenntnissen zur Arbeitswelt im Journalismus auseinander. Dabei zeigt der Forschungsstand, dass persönliche und intrinsische Motive beim Einstieg in den Beruf überwiegen, während materielle Überlegungen kaum ins Gewicht fallen. Bezüglich der Arbeitssituation stellt Rick eine Reihe von – auch internationalen – Ergebnissen vor und geht dabei insbesondere auf atypische und prekäre Beschäftigung im Journalismus ein. Leider erweist sich die Datenlage in Deutschland als schwierig: So ist beispielsweise keine Statistik bekannt, die Stellenverluste und Stellenabbau im Journalismus erfasst. Rick behilft sich hier, indem sie eine Zeitleiste mit Kernereignissen zwischen 2015 und 2020 erstellt. Darunter fallen umfangreiche Stellenkürzungen bei Verlagen wie Madsack (2016), Funke Medien (2018) und Axel Springer (2019), aber auch Sparwellen im öffentlich-rechtlichen sowie privaten Rundfunk (z. B. ARD ab 2017, ProSiebenSat.1 2018 und RTL 2020). So formt sich trotz mangelnder Daten zur genaueren Größenordnung der Ausstiegsbewegung ein Bild der krisenhaften Ausgangslage.

Auf den ersten Blick paradox, wie die Autorin selbst einräumt, wirken die anschließenden Erkenntnisse zur Arbeitszufriedenheit von Journalist*innen. Denn laut Studienlage dominiert in Deutschland (aber auch in anderen Ländern) seit vielen Jahren ein hohes Zufriedenheitsgefühl. Um den Ursachen für die widersprüchlichen Ergebnisse – der Strukturkrise des Journalismus auf der einen Seite und der Arbeitszufriedenheit auf der anderen – auf die Spur zu kommen, identifiziert Rick im internationalen Forschungsstand unterschiedliche Einflussfaktoren auf die Arbeitszufriedenheit. Dabei wird deutlich, dass vor allem die (materiellen) Arbeitsbedingungen als negativ wahrgenommen werden, während an-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] by

dere Aspekte des Journalist*innenberufs wie beispielsweise die damit einhergehende Autonomie auf der Pro-Seite stehen. Mit Steffan (2015) plädiert die Autorin auf dieser Grundlage für die Unterscheidung zwischen Arbeits- und Berufszufriedenheit.

Das dritte Kapitel widmet sich der arbeitssoziologischen Betrachtung von Kündigungen und Berufswechseln und leistet somit die theoretische und konzeptionelle Einbettung des Forschungsvorhabens. Nach anfänglichen Begriffsklärungen stellt Rick verschiedene Modelle vor, die sowohl die Gründe als auch den Prozess und die Folgen beruflicher Ausstiege betrachten. Damit legt sie bereits den Grundstein für ihr Forschungsdesign und die drei zentralen Forschungsfragen nach dem Warum, dem Wie und den Konsequenzen von Ausstiegen aus dem Journalismus, die sie in Kapitel 5 konkretisiert. Die teilweise aufeinander aufbauenden und über Jahrzehnte weiterentwickelten Modelle stellen dabei – noch ohne Bezug auf ein konkretes Berufsfeld – unterschiedliche Aspekte in den Vordergrund. Während Zimmerman et al. (2019) in ihrer Modellsynthese insbesondere auf kündigungsrelevante Einflüsse fokussieren, betrachten Mobley (1977) und später Lee & Mitchell (1994) den Kündigungsprozess an sich und weisen dabei auch auf die Relevanz kündigungsauslösender „Schockmomente" hin. Hom et al. (2012) erarbeiten unterschiedliche Kündigungstypen, wobei sie zwischen freiwilligen und unfreiwilligen (erzwungenen) Kündigungen unterscheiden. Die Bedeutung der (Un-)Freiwilligkeit steht auch im Fokus des Berufswechselmodells von Rhodes und Doering (1983), das arbeitnehmer- und arbeitgeberevozierte Ausstiege integriert und dabei auch zwischen Job- und Berufswechsel unterscheidet.

In Kapitel 4, einer Literatursynopse zum Ausstieg aus dem Journalismus, führt Rick die konzeptionellen Betrachtungen mit aktuellen Beobachtungen aus der journalistischen Praxis zusammen. Dabei erarbeitet sie mithilfe einer internationalen Recherche ein theoretisches Modell zur Erfassung des Phänomens. In Übereinstimmung mit der Literatur wird zwischen extrinsischen (fremdbestimmten) und intrinsischen (selbstbestimmten) Ausstiegsgründen unterschieden, wobei die Gradualität der beiden Achsen herausgearbeitet wird. Zu den extrinsischen Gründen gehören etwa Bezahlung und Arbeitsbedingungen, zu den intrinsischen beispielsweise Rollen- oder Wertekonflikte. Die Wege des Ausstiegs werden als teil-linearer Prozess mit unterschiedlichen potenziellen (Wechsel)Wirkungen dargestellt, der beispielsweise auch die Möglichkeit eines schleichenden Ausstiegs durch anwachsende Nebentätigkeiten einschließt. Bei den Folgen unterscheidet Ricks Modell zwischen beruflichen und persönlichen Konsequenzen, im Fließtext weist sie zudem auf die Differenzierung zwischen als positiv und negativ empfundenen Folgen hin.

Nach Herleitung der Forschungsfragen (Kapitel 5) erfolgen in Kapitel 6 detaillierte Erläuterungen zur methodischen Vorgehensweise. Die Autorin wählt einen Mixed-Methods-Ansatz, bestehend aus einer quantitativen Online-Befragung (n=193) sowie qualitativen problemzentrierten Interviews (n=38). Zielgruppe beider Befragungen sind frühere Journalist*innen, wobei Respondent*innen der qualitativen Interviews teilweise auch im Sample der quantitativen Teilstudie enthalten sind. Voraussetzungskriterien für die Teilnahme sind mindestens zwei Jahre Berufserfahrung als hauptberufliche*r Journalist*in sowie ein nicht länger als fünf Jahre zurückliegender Ausstieg, der auf der Aufgabe einer Freiberuflichkeit oder auf einer arbeitnehmer- oder arbeitgeberinitiierten Kündigung beruht.

Limitierende Faktoren werden anhand der beschriebenen Rekrutierungsschwierigkeiten deutlich. Da es keine Listen von Berufswechslern aus dem Journalismus gibt, war die Autorin auf andere Wege der Kontaktanbahnung angewiesen. Die Unterstützung von Journalismusverbänden und -organisationen auf der einen Seite sowie entsprechenden Anlaufstellen in möglichen „verwandten" Branchen wie den Public Relations oder in Bildungsberufen auf der anderen Seite erbrachte immerhin fast 200 Teilnehmende der standardisierten Onlinebefragung. Allerdings dürfte der erreichte Personenkreis sich dem Journalismus weiterhin stärker verbunden fühlen als beispielsweise Aussteiger*innen, die dem Beruf und seinen Organisationen vollkommen den Rücken gekehrt haben und für eine Rekrutierung nicht identifizierbar waren. Die Feldphasen in den Jahren 2020 und 2021 fallen zudem mit der Corona-Pandemie zusammen, was deutliche Auswirkungen auf die Fluktuation im Journalismus hatte, in den Befragungen aber auch entsprechend adressiert wird.

Der Ergebnisteil in Kapitel 7 fasst die Erkenntnisse beider Teilstudien zusammen. Er gliedert sich in die bereits bekannten Strukturabschnitte Gründe, Wege und Folgen. Insbesondere die Daten zu den Ausstiegsgründen fördern dabei teils alarmierende, wenn auch nicht gänzlich überraschende Ergebnisse zutage. So entpuppt sich der Ausstieg bei vielen Befragten als ungeplant: Fast zwei Drittel geben an, dass sie bis zur Rente im Journalismus bleiben wollten. Dabei liegt in den meisten Fällen eine Kombination aus mehreren Gründen vor, die dann doch zum Ausstieg geführt haben. Am häufigsten genannt werden der Wandel des Journalismus (60 %), schlechte Ar-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] BY

beitsbedingungen (57 %) und niedriges Einkommen (54 %).

Die besondere Stärke der Analyse liegt in der Verknüpfung der individuellen Schicksale auf der qualitativen Ebene mit den Strukturdaten der quantitativen Erhebung – etwa, wenn ein ehemaliger Freiberufler den Journalismus als „sterbende Branche" bezeichnet und mit dem Niedergang der Kohleindustrie im Ruhrgebiet vergleicht (S. 188). Wenig verwunderlich, stellt Rick bei früheren freiberuflichen Journalist*innen insbesondere „Flucht vor Prekarität" als Ausstiegsmotivation fest, während Festangestellte eher aufgrund des Arbeitsklimas und mangelnder Work-Life-Balance den Beruf verlassen. Allen gemeinsam ist die Unzufriedenheit mit dem Einkommen, die teilweise in Existenzängste und Sorge vor Altersarmut umschlägt.

Als besonders problematisch empfindet Rick einen weiteren Befund: Fast ein Viertel der Befragten gibt an, den eigenen Qualitätsansprüchen nicht mehr genügt zu haben. „Das Gefühl, Quantität stehe vor Qualität, treibt Journalist:innen aus ihrem Beruf und sollte als alarmierend eingeschätzt werden", warnt die Autorin (S. 220). Hinzu kommen weitere Beweggründe, wie stressbedingte körperliche Beschwerden (15 %) sowie Geschlechterungleichheiten (bezeichnenderweise von 22 % der Frauen, aber nur 1 % der Männer genannt) und Altersdiskriminierung. Die – aus der Literatur übernommene – Aufteilung in extrinsische und intrinsische Ausstiegsmotivationen erweist sich in ihrer Strukturierungsfunktion jedoch nicht durchgängig als hilfreich, da viele intrinsische Gründe wie etwa mangelnde Karrierechancen oder fehlende Wertschätzung eng mit extrinsischen Faktoren (etwa Ungleichbehandlungen oder unsichere Arbeitsbedingungen) verflochten sind.

Bei den Ausstiegsszenarien zeigt sich, dass auslösende Momente oder „Schocks" durchaus eine wichtige Rolle spielen – nicht nur bei überraschenden Massenentlassungen, die immerhin ein Fünftel des Samples betreffen. Auch Personen, die selbst ihre Kündigung eingereicht oder den freiberuflichen Journalismus aufgegeben haben, berichten von „Aha-Erlebnissen" (S. 224), wie etwa beruflichen oder privaten Konflikten, Vertragsänderungen oder auch externen Stellenangeboten. Der zum Ausstieg führende Entscheidungsprozess umfasst dabei im Studiensample durchschnittlich ein Dreivierteljahr und ist in der Regel von diversen Abwägungen gekennzeichnet.

Bezüglich der Folgen überwiegen zunächst die von den Befragten als positiv wahrgenommenen Veränderungen. Zu nennen sind hier etwa ein höheres Einkommen, eine größere Arbeitsplatzsicherheit, weniger Stress und eine bessere Work-Life-Balance. Zugleich zeigt sich in vielen Fällen ein anhaltendes journalistisches Selbstverständnis, ja teilweise eine Sehnsucht nach dem Journalismus, die manche auch in Form einer redaktionellen Nebentätigkeit stillen. In ihren neuen Berufsfeldern, so zeigt sich, sind den Befragten ihre journalistischen Kompetenzen und Netzwerke in der Regel von großem Nutzen.

Die Autorin verdichtet die Vielzahl an gewonnenen Erkenntnissen in Kapitel 8 zu einer Aussteiger*innen-Typologie, die fünf Gruppen umfasst: Die „Frustrierten" verlassen die Tätigkeit aufgrund langfristig aufgestauter Unzufriedenheit – nicht selten werden sie als erfahrene Kräfte abgeworben. Bei den „Desillusionierten" handelt es sich um Berufseinsteiger:innen, die sich aufgrund mangelnder Perspektiven und Enttäuschung über die Arbeitsbedingungen umorientieren. Die „Erschöpften" fühlen sich körperlich und/oder psychisch ausgebrannt – sie verlassen den Beruf teils aus eigenem Antrieb, teils aber auch unfreiwillig beispielsweise aufgrund eines Zusammenbruchs. Bei den „Verantwortungsbewussten" führt die wahrgenommene Unvereinbarkeit des journalistischen Berufs mit der eigenen familiären Situation zum Ausstieg. Von einem Berufswechsel erhofft sich diese Gruppe vor allem geregeltere Arbeitszeiten sowie eine bessere Bezahlung und Planbarkeit ihrer Tätigkeit. Die fünfte Gruppe, die „Resignierten", sind von Prekarität betroffen. Sie verlassen den Journalismus, um Armut, Diskriminierung oder Stellen- bzw. Auftragsverlusten zu entgehen.

Die vorgestellten Typen, so betont Rick, sind nicht unbedingt als trennscharfe Gruppen zu verstehen, in gewisser Weise lassen sie sich gar als Karrierephasen interpretieren. Zugleich, das legt die Autorin in ihren Schlussbetrachtungen (Kapitel 9) nahe, geben sie als verdichtete Studienergebnisse sowohl den Medienhäusern als auch der Gesellschaft deutliche Hinweise auf die bedenkliche Schieflage zwischen dem demokratischen Auftrag des Journalismus und den dafür bereitgestellten Ressourcen. Auch wenn die Ergebnisse keinen Anspruch auf Repräsentativität erheben (können), so stellt sich die Frage: Wer bleibt im Journalismus, wenn bestimmte Gruppen sich trotz hoher intrinsischer Motivation zurückziehen (müssen)? „Es wären […] die Privilegierten, die überlasteten Arbeitssüchtigen und die Kinderlosen, während gleichzeitig immer weniger Berufseinsteiger:innen in die Branche streben", so die Autorin (S. 325).

Jana Ricks Arbeit liefert einen hochrelevanten Beitrag für die Journalismusforschung, indem sie die fortschreitende Krise der Profession durch die Augen derjenigen betrachtet, die bereits aufgegeben und den Beruf verlassen haben. An man-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc]

chen Stellen – etwa in der Literatursynopse – wäre eine Ergänzung um Sichtweisen (noch) verbliebener Journalist*innen begrüßenswert gewesen. So hätten etwa Studienergebnisse der Initiative ProQuote Medien (2021, 2024) zur Interpretation der Geschlechterungleichheiten beitragen können. Möglicherweise sind solche Bezüge aber auch bewusst unterlassen – bzw. künftigen Forschungsvorhaben überlassen – worden, um den Fokus auf die Ausgestiegenen nicht aus dem Blick zu verlieren. In jedem Fall gebührt der Autorin das Verdienst, ein in Deutschland bislang unterforschtes Phänomen umfassend theoretisch und empirisch analysiert zu haben. Die Ergebnisse sollten nicht allein im wissenschaftlichen Diskurs verbleiben, sondern – wie von der Autorin in der Einleitung erhofft – dazu beitragen, einem möglichen Exodus von Journalist*innen entgegenzuwirken.

Anna von Garmissen

Dipl.-Germ. Univ. Anna von Garmissen, Leibniz-Institut für Medienforschung | Hans-Bredow-Institut, Warburgstraße 30b, 20354 Hamburg, Deutschland, a.von.garmissen@leibniz-hbi.de

Literatur

Albrecht, P.; Bühler, D. (2024, 22. April). Der Journalismus stirbt im Kleinen – und mit ihm die Demokratie. In: *Republik*. https://www.republik.ch/2024/04/22/der-journalismus-stirbt-im-kleinen-und-mit-ihm-die-demokratie [12.11.2025].

Hechler, C. (2023, 22. Juli). Kaum ein Grund zu bleiben – Warum immer mehr Medienschaffende den Journalismus verlassen. In: *Turi2*. https://www.turi2.de/community/epd-medien/kaum-ein-grund-zu-bleiben-warum-immer-mehr-journalisten-ihren-beruf-verlassen/ [12.11.2025].

Hom, P; Mitchell, T.; Lee, T.; Griffeth, R. (2012). Reviewing Employee Turnover: Focusing on Proximal Withdrawal States and an Expanded Criterion. In: *Psychological Bulletin, 138*, S. 831–858. http://dx.doi.org/10.1037/a0027983

Lee, T. W.; Mitchell, T. R. (1994): An Alternative Approach: The Unfolding Model of Voluntary Employee Turnover. In: *Academy of Management Review, 19*, S. 51–89. https://doi.org/10.2307/258835

Mobley, W. H. (1977). Intermediate Linkages in the Relationship Between Job Satisfaction Employee Turnover. In: *Journal of Applied Psychology, 62*, S. 237–240. https://psycnet.apa.org/doi/10.1037/0021-9010.62.2.237

ProQuote Medien (2021). *Männerdomäne Regionalpresse: Wo bleiben die Führungsfrauen? Eine qualitative Studie zu Machtbeteiligung und Aufstiegschancen von Journalistinnen bei Lokal- und Regionalzeitungen*. Pro Quote Medien e. V. https://www.pro-quote.de/wp-content/uploads/2021/02/Proquote_Online-Interviewstudie.pdf [12.11.2025].

ProQuote Medien (2024). *Führungsfrauen in den Medien: der harte Weg nach oben. Eine qualitative Studie weiblicher Karrierebiografien im Journalismus.* Pro Quote Medien e. V. https://www.pro-quote.de/wp-content/uploads/2024/10/2024_ProQuote-Studie_Fuehrungsfrauen_in_den_Medien.pdf [12.11.2025].

Rhodes, S; Doering, M. (1983). An Integrated Model of Career Change. In: *The Academy of Management Review, 8*(4), S. 631–639. https://doi.org/10.2307/258264

Zimmerman, R. D.; Swider, B. W.; Boswell, W. R. (2019). Synthesizing Content Models of Employee Turnover. In: *Human Resource Management, 58*(1), S. 99–114. https://doi.org/10.1002/hrm.21938

Dirk Rose

Medienkritik – Theorie und Geschichte

Wallstein, 2025. – 208 S.

ISBN 978–3–8353–5898–0

Medienkritik, ihre Erscheinungsformen, Verfahren und Begründungen, haben die Kommunikationswissenschaft (die oft selbst eine Form von Medienkritik ist) immer wieder beschäftigt. Vor allem aber ist Medienkritik in jüngerer Zeit zu einem alltagskulturellen Phänomen geworden. Sie wird in der Breite auf Social Media geäußert, aber auch auf der Straße bei „Lügenpresse"-Demonstrationen.

Konsequenterweise bezieht Dirk Rose diese Erscheinungsformen mit ein, auch wenn sie vielen als unfair, ja irrational erscheinen. Er beschränkt sich nicht auf akademische, literarische oder medienjournalistische Medienkritik, sondern plädiert dafür, auch Invektiven wie „Systemmedien" als Medienkritik zu verstehen und ernst zu nehmen (S. 45f., 47, 48). Ja, er geht so weit, auch die „Systempresse"-Propaganda des NS-Regimes im historischen Teil des Buches ernsthaft zu diskutieren – neben Größen wie Herder und Rousseau. Das ist eine eigenwillige Mischung, die aber vor dem Hintergrund eines wertfrei phänomenologischen Ansatzes nachvollziehbar ist.

Der erste Teil des Buches ist der Theorie von Medienkritik gewidmet. Sehr überzeugend arbeitet Rose heraus, dass Medienwandel, also das Aufkommen neuer Medienformen und -angebote, auch historisch gesehen immer Medienkritik ausgelöst hat und dass selbst Bücher und die „Lesesucht" anfangs reserviert betrachtet wurden. Der Medienkritik seien häufig Melancholie und das Wissen um Vergeblichkeit beigemischt. Sie argumentiere in der Regel mit Normabweichungen und sie unterliege stets dem Paradox, dass sie ihr Publikum nur über den Übermittlungsweg „Medien" finden kann – also an einem Ort, den sie doch (oft pauschal) kritisiert. Rose findet dafür den treffenden Begriff „inkludiertes Außer-

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

halb“ (S. 45). Ihm zufolge übernimmt Medienkritik zunehmend die Rolle der früheren Kulturkritik und sollte insgesamt verstanden werden als „zentraler Selbstbeschreibungsdiskurs von mediatisierten Gesellschaften“ (S. 66).

Rose ist Literaturwissenschaftler, er ist stark an einer kulturhistorischen Perspektive interessiert und setzt sich am Rande auch mit der sozialwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft kritisch auseinander (S. 38, 64). Die Hoffnung des Autors, seine geisteswissenschaftliche Fundierung möge „auch in anderen Forschungskontexten zur Medienkritik von Nutzen sein“ (S. 66), erfüllt sich aus Sicht des Rezensenten durchaus. Es handelt sich um ein überaus inspirierendes Buch.

Auch sprachlich ist es von Eleganz. Kleinere Fehler könnten in einer zweiten Auflage behoben werden, z. B. ein falscher Konjunktiv auf S. 9. Jan Böhmermanns Sendung heißt vollständig *ZDF Magazin Royale* (mit *ZDF* und mit *-e*; S. 52). Warum in den Literaturangaben „Hgg.“ (pass.), wenn es doch nicht „herausgegeben“ (zwei *-g-*) heißt, sondern nur eine Mehrzahl von Herausgeber:innen abzukürzen ist? Saatchi & Saatchi ist keine „Medienagentur“ (S. 146) (was sollte das auch sein), sondern eine Werbeagentur. Schließlich: ein Professor an der Universität Innsbruck sollte nicht nur auf den Deutschen Presserat verweisen (S. 133) – Österreich hat bekanntlich auch einen.

Im Anschluss an die Theorie werden in Teil II, wie schon erwähnt, historische Fallbeispiele unter die Lupe genommen. Das beginnt sehr früh im christlichen Mittelalter. Die Antike war mit Platon schon in der Einleitung des Buches Thema. Teil II ist so reichhaltig, dass an dieser Stelle nicht alles rekapituliert werden kann. Erwähnt sei aber, dass Rose sich äußerst kritisch mit Adorno und Horkheimer auseinandersetzt. Deren Kritik an der Kulturindustrie sei im Grunde nur ein „Zirkelschluss ihrer eigenen analytischen Vorannahmen“ (S. 126). Sehr lesenswert ist das große Kapitel über Karl Kraus‘ „Die Fackel“, die Rose als alternatives „Meta-Medium“ versteht (S. 110ff.). Als Literaturwissenschaftler referiert Rose natürlich auch die Medien- und Journalismuskritik, die sich reichlich in der belletristischen Literatur findet, Nicolas Borns „Die Fälschung“ nur als ein Beispiel unter vielen (S. 130ff., pass.).

Der historische Teil schließt mit einem 12. Kapitel, das die Medienkritik speziell im digitalen Zeitalter als „Herausforderung“ versteht. Worin die besteht, legt Rose mit vier Argumenten dar: Externalität, Normativität, Medienkompetenz und Medienparadox (S. 151–154). Die Argumente sind auf den ersten Blick derart überzeugend, dass man sich fragt, warum der Autor von „Herausforderung“ spricht. Denn eigentlich stellt er eine Diagnose der fast völligen Vergeblichkeit von Medienkritik angesichts einer unüberschaubaren, ja kakofonischen Vielfalt medialer Stimmen und der gleichzeitigen Erosion von Werten, auf die sich Medienkritik üblicherweise bezieht. Die anzustrebende intersubjektive Gültigkeit von Werturteilen über Medieninhalte (und auch Medienhandeln) scheint so ein Ding der Unmöglichkeit zu sein.

Gar nichts hält Rose von einer sog. Produktkritik, also von einer kritischen Auseinandersetzung mit medialen Unikaten oder auch ganzen Objekten (wie z. B. *Bild*). Das wird auf den 200 Seiten immer wieder deutlich (S. 38f., 150f.). Wenn überhaupt, dann müsste die Produktkritik seiner Ansicht nach an die Produktionsverhältnisse gekoppelt werden (S. 110), also die „schlechte Qualität“ z. B. einer bestimmten Zeitung aus Ausbildung und/oder Arbeitsbedingungen der Journalist:innen erklärt werden. Konsequenterweise findet sich nirgends etwas zu einer Erscheinungsform wie der in den 1950er Jahren aufgekommenen Fernsehkritik oder, allgemeiner gesprochen, zum Medienjournalismus. Hier hat das Buch eine Leerstelle. Denn neuere Exempel von journalistischer Medienkritik, die mit der Deskonstruktion von Medienprodukten und/oder investigativer Recherche hohe analytische Evidenz entfalten, wären es durchaus wert gewesen, näher betrachtet zu werden.

Volker Lilienthal

Prof. Dr. Volker Lilienthal i. R., Universität Hamburg, Fachgebiet Journalistik und Kommunikationswissenschaft, c/o Von-Melle-Park 5, 20146 Hamburg, Deutschland, volker.lilienthal@uni-hamburg.de

https://doi.org/10.5771/1615-634X-2025-4-588 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - [cc] by